



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Kaiserwahl vom Jahr 1519 und Karls V. Anfänge.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nötigt. Ob diese Gewalt nur durch den Kauf von Sklaven zu erlangen, ob sie durch das Zwischenglied der jetzigen schwarzen Sklavenherren auszuüben wäre, ob sie etwa von Staatswegen, wie auf Java, oder, wie neuerdings geraten worden ist, in der Weise der portugiesischen Sklavenwirtschaft ausgeübt werden könnte, das sind weitere Fragen, die erst durch die örtlichen Erfahrungen entschieden werden können. Meine Meinung ist aber nach alledem, daß wir, um in den Tropen Pflanzungskolonien zu schaffen, entweder eine solche Unfreiheit der Neger gestatten oder zu den von andern Völkern angewandten schlimmern Mittel der Arbeit durch Kulis werden greifen müssen.



Die Kaiserwahl vom Jahre 1519 und Karls V. Anfänge.*)



ie kaiserliche Würde war seit geraumer Zeit nicht viel mehr als ein glänzender Name. Die territorialen Gewalten, welche in den Kämpfen der Kaiser und Päpste erstarkt und in den Besitz einer reichsrechtlich verbürgten Stellung gelangt waren, hatten einen Grad von Selbständigkeit erreicht, welcher sich durch keine monarchischen Entwürfe und Anläufe mehr erschüttern ließ; alle Angelegenheiten von Bedeutung mußten von „Kaiser und Reich“ entschieden werden. Aber noch umgab den Kaisertitel ein romantischer Zauber; noch galt er dem Range nach als der ohne Vergleich höchste; im Volke genossen die Kaiser noch eine fast mystische Verehrung; man kennt das Wort Luthers, daß der Kurfürst von Sachsen zum Kaiser stehe wie der Bürgermeister von Torgau zum Kurfürsten; die harte Wirklichkeit der politischen Verhältnisse war noch nicht ins Bewußtsein der Massen eingedrungen. Wer möchte sich wundern, daß Fürsten, die über wirkliche Macht verfügten, nach dieser Würde strebten, welche vertreten zu können sie hoffen durften: der Stifter der Würde, Karl der Große, hatte auch zuerst die Macht gewonnen, dann den Titel, und wer dürfte leugnen, daß die Würde sich auch politisch verwerten ließ?**)

*) Bruchstück aus dem ersten Bande einer in Jahresfrist erscheinenden umfassenderen Darstellung der deutschen Geschichte in der Reformationszeit.

**) Robert Köhler, Die Kaiserwahl Karls V., Wien 1868, sagt S. 12 ganz zutreffend: „Die römische Kaiserwürde gewährte wie keine andre Krone dem starken Besitzer ein kostbares Archiv alter Ansprüche, sie eröffnete zugleich zu ihrer Durchsetzung eine Kammern vortrefflicher Waffen. Die Rechte, welche der mittelalterliche Kaisermantel in sich schloß, der alte Nimbus, der ihn umstrahlte, boten dem Ehrgeize eines Mächtigen unschätzbare Handhaben.“

So erlebte man es, daß 1519 die zwei mächtigsten Herrscher von Westeuropa gleichzeitig nach der erledigten Krone strebten, Karl I. von Spanien und Franz I. von Frankreich. Sie waren freilich nicht die einzigen, welche in Betracht kamen; Maximilian I. hatte selbst seinem Bundesgenossen Heinrich VIII. von England wiederholt Ausichten gemacht, daß er, da sein Enkel Karl aus Furcht vor einem Zerwürfniß mit Frankreich den Titel nicht annehmen wolle, ihm dazu verhelfen werde, und der König hatte die Unterstützung des Kaisers in Oberitalien nach der Schlacht von Marignano sich anderthalb Millionen Kronen kosten lassen. Später hatte der geriebene alte Kaiser auch den König Ludwig von Ungarn mit ähnlichen Vorpiegelungen gekirt: aber am Ende blieben doch jene beiden Bewerber allein übrig, weil weder der Engländer noch der Ungar eine solche Bedeutung für Deutschland besaßen wie Karl und Franz: sie wurden zu leicht befunden und schieden aus dem Spiele aus, Heinrich VIII. zur großen Genugthuung seiner einsichtigeren Ratgeber selbst, von denen Tunstall mit Recht bemerkte: die englische Krone sei mehr wert als die deutsche, werde aber eventuell doch nur ein Anhängsel der letztern bilden.

Wir wissen, daß Maximilian auf dem Augsburger Reichstage im August 1518 am Ende es durchgesetzt hatte, daß vier Kurfürsten seinen Enkel Karl I. von Kastilien zum römischen Könige erwählen zu wollen verhießen. Triumphirend konnte Hutten an Joachim von Markan schreiben: alle Stimmen seien gegen König Franz; selbst die böhmische Stimme, welche König Sigismund von Polen in vormundtschaftlicher Stellung vertrat, ward gewonnen. Aber indem Maximilian am 12. Januar 1519 unerwartet früh starb, zerrann der ganze dynastische Erfolg wieder in nichts; der Kampf begann aufs neue: diesmal nicht um die Würde des römischen Königs, sondern um die des Kaisers selbst.

„Nun ist der tot — klagte Heinrich von Nassau —, der die Dinge leiten und bestimmen konnte, der geliebt und gefürchtet war; nun hat die Sache eine andre Gestalt.“

Der König von Frankreich trat sofort offen auf den Schauplatz. Bei der Frage der Königswahl hatte er sich noch zurückgehalten und insgeheim gewührt; jetzt erschien es ihm richtiger, über seine Absichten keinen Zweifel bestehen zu lassen; es war möglich, daß man durch Furcht die Unentschlossenen bestimmte. Als ihm Karl I. durch ein Schreiben kundthat, daß er die Kaiserkrone zu erlangen wünsche, da erwiederte er: der gleiche Wunsch beseele ihn selbst; er soll hinzugefügt haben: er und Karl seien zwei Freunde, die um die Gunst einer Frau wüßten; als solchen gezieme ihnen keine Feindschaft gegeneinander; wem sie auch endlich ihre Gunst schenke, sie wollten deshalb nicht aufhören, Freunde zu sein.

Als bald wurde Deutschland mit französischen Agenten übersät, welche überall mit jedem Mittel für ihren König wirkten; offiziell erschienen in seinem Namen drei Gesandte: Jean d'Albret, Herr von Orval, dann Charles Guillard, Prä-

sident des Pariser Parlaments, und Guillaume Gouffier, Herr von Bonnivet, Admiral von Frankreich. Der König hatte diesen angesehenen Männern die höchsten Vollmachten erteilt; „in ihrer Klasse lagen stets 400 000 Thaler bereit, sie führten das Staatsiegel, eröffneten die an den König adressirten Schreiben und gaben darauf Bescheid, auch ohne Einholung der königlichen Entschliessung.“*) Das Auftreten der Gesandten war so großartig als möglich; man sollte sehen, daß sie einen mächtigen Herrn verträten, der dafür hielt, daß er alle andern Fürsten Europas so weit überstrahle als die Sonne die andern Gestirne; in Trier und Koblenz zählte ihr Gefolge 800 Pferde. Franz I. wollte die Deutschen durch seine Macht und seinen Ruhm für sich gewinnen; er hielt, so sagt ein Bericht, alle Welt für geblendet durch den Ruhm, wie er selbst es war, und betrachtete seine Triumphe und Eroberungen als ebenso viele Rechtstitel auf den Kaiserthron. Guillard wurde angewiesen, als Grund der Bewerbung lediglich die Sehnsucht des Königs anzugeben, der Christenheit nützlich zu sein; wie sein Vorgänger Karl VIII. sich 1494 auf Neapel unter dem Vorgeben gestürzt hatte, daß er von da aus Konstantinopel befreien wolle, so versicherten jetzt wieder die Wälschen: ihr König wolle nur deshalb Kaiser werden, weil er es dann leichter habe, die Türken zu bekriegen, deren Sultan Selim, so wurde gemeldet, die kaiserlose Zeit zu einem Angriffe auf Ungarn auszunutzen sich anschickte; hierzu werde, wie die Zeiten der Karolinger zeigten, eine Verbindung von Italien, Frankreich und Deutschland besonders nützlich sein; schon betrieb Franz bei der Kurie, daß er den Titel eines Kaisers von Konstantinopel erhalte; er suchte damit auch die Venetianer für seinen Plan günstig zu stimmen.

Sofort zeigte es sich, daß es auch eine starke französische Partei im Reiche gab und noch mehrere schwankend waren. Die rheinischen Kurfürsten, welche der Sache des Königs ausgekehrt waren, neigten mehr oder weniger zu Franz; vor allem Richard von Greiffenklau, der Erzbischof von Trier, dann der Kurfürst Ludwig von der Pfalz, welcher allerlei unausgeglichene Händel mit dem Hause Österreich hatte; auch Hermann von Wied, der Erzbischof von Köln, schwankte, und Albrecht von Mainz suchte man dadurch zu gewinnen, daß ihm Leo X., dessen Haltung sofort noch zu beleuchten sein wird, die sehnlich von ihm begehrte Würde eines apostolischen Legaten in Deutschland in Aussicht stellte, wenn Franz gewählt würde; von ihm aus ließ sich dann eine Brücke schlagen zu seinem Bruder, dem Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, dessen Sohne die Prinzessin Renée, die Tochter Ludwigs XII., als Gemahlin mit reichster Aussteuer versprochen ward; auch Sachsen glaubte man wegen seiner alten Entzweiung mit Österreich zu sich herüberziehen zu können.

Vor allem wichtig war die Haltung des Papstes. Leo X. hätte die triftigsten Gründe gehabt, sich für Karl von Spanien zu entscheiden; aber um dies

*) Rössler S. 64.

zu thun, hätte er die Dinge ausschließlich als Kirchenoberhaupt betrachten müssen. Das hervorstechendste Interesse der Christenheit war die Abwehr der türkischen Flut, die stets höher stieg, stets drohender heranschwell. Ihr zu begegnen hatte niemand mehr sachlichen Antrieb als der König von Neapel, eine Würde, die ja ebenfalls Karl von Spanien bekleidete; seine Küsten waren von dem Stoße der Osmanen am härtesten bedroht, ihn stärken hieß gegen die Türken arbeiten; der spätere Lauf der Dinge hat dies sattsam erwiesen. Aber eben der Umstand, daß Karl Herr von Neapel war, entschied beim Papste gegen ihn. Seit der Staufer Heinrich VI. die Kaiserkrone mit der Krone von Apulien vereinigt hatte, galt es in Rom als eine Lebensfrage der pontificalen Selbständigkeit, diese Vereinigung zu hintertreiben oder sie garnicht zu stande kommen zu lassen. Zu hart war der Druck, den Karl als Herr von Neapel und, im Falle er Kaiser wurde, auch noch als Oberlehnherr von Mailand auf den Kirchenstaat ausüben konnte; der weltliche Machthaber trug es in Leo X. davon über den Statthalter Christi. An sich hätte der Papst am liebsten auch Franz I. ausgeschlossen, da auch dessen Macht ihm unheimlich war; man hätte bei St. Peter gern Friedrich den Weisen als Kandidaten begünstigt. Da aber dieser sich zu alt für die kaiserlichen Obliegenheiten fühlte und auch zu gut einsah, daß er zwischen Franz und Karl doch zerrieben worden wäre und im Falle des Sieges nur ein Schattenkaiser hätte sein können, so arbeitete Leo X. für Franz I. In einem Schreiben an die Eidgenossen erklärte er: nicht aus Haß sei er gegen Karl, sondern weil es die Hirtenpflicht der Kirche ihm gebiete. Denn der Eid, welchen Karl geschworen, als er durch die Wohlthat des heiligen römischen Stuhles das Königreich Neapel erhalten habe, verpflichte ihn auch nach altem Brauch und Gesetz, sich des Kaisertums zu enthalten oder das Königreich fahren zu lassen. Der Papst aber müsse über die Aufrechterhaltung dieser Vorschrift wachen, um die Sicherheit und den friedlichen Bestand des heiligen Stuhles aufrecht zu erhalten. Weil er nun für diesen von der Wahl eines andern Königs keine Gefahr besorge, so unterstütze er dessen Erhebung.

Gegenüber diesen klaren Worten ist doch eigentlich kein Zweifel über Leos Ansichten möglich. Wohl ließen es die päpstlichen Agenten an Doppelzüngigkeit hie und da nicht fehlen, um nicht alle Brücken zum Hause Habsburg abzubrechen; aber die Meinung ist doch nicht haltbar, als ob Leo im Grunde doch für Karl gewesen wäre und sich gegen ihn nur deshalb ausgesprochen hätte, um ihn recht mürrisch und nachgiebig zu machen.*)

Es hätte nun freilich einen Weg gegeben, den Widerstand des Papstes zu beseitigen und ihn für die habsburgische Sache zu erwärmen. Dieser Weg hätte

*) So Kössler S. 56. Auch der Vertrag zwischen Leo und Karl vom 17. Januar 1519, welcher eventuell „gemeinsame Verteidigung bei einem italienischen Kriege“ festsetzt, vermag diese Ansicht nicht zu stützen: die Wahl Franzens hätte auch hier die ganze Situation geändert, sobald sie unter Mitwirkung der Kurie erfolgte.

darin bestanden, daß man zwar an dem Hause Habsburg festgehalten, von der Person Karls aber abgesehen hätte. Karl hatte einen jüngern Bruder Ferdinand, den Donna Juana ihrem Gemahl Philipp am 10. März 1503 geboren hatte: er war damals sechzehn, Karl neunzehn Jahre alt. Leo X. nannte seinen Namen als den eines genehmen Kandidaten, weil er nicht König von Neapel war; Karls Muhme Margarethe, die Statthalterin in den Niederlanden, kam diesen Wünschen entgegen; sie sandte im Februar von Mecheln aus einen von fünf Mitgliedern des Geheimen Rates unterschriebenen Brief an ihren Neffen nach Madrid und empfahl ihm, daß er seinen Bruder als Bewerber auftreten lasse; manche setzten auch auf Don Ferdinand größere Hoffnungen als auf Karl selbst. Aber dieser wies alle derartigen Pläne standhaft und mit Schärfe von sich; er bezeugte Margarethe seine volle Unzufriedenheit, daß sie an eine Reise des Infanten von den Niederlanden nach Deutschland denke; er erklärte, zur Erhebung des heiligen Glaubens und Niederwerfung der Ungläubigen wolle er die römische Krone selbst erringen, koste es, was es wolle: sein Bruder habe weder die zu dieser Würde nötige Macht, noch habe Maximilian denselben als Nachfolger gewünscht; sein Auftreten würde nur die habsburgische Partei spalten und so den Franzosen die Wege bahnen. Ähnlich drückte sich Karl in einem Schreiben an den Kurfürsten von Sachsen und an alle Kurfürsten aus; „wir wissen niemand, der billigerweise gewählt werden soll als wir, nicht allein darum, daß wir von deutschem Blut und Stamme sind, sondern auch weil unsre Vorvordern als römische Kaiser das heilige römische Reich wohl und glücklich regiert und verwaltet haben.“

So blieb er dabei, die Würde für sein Haus und für seine Person zu fordern; er ließ sich auf keine Verhandlungen ein. So blieb es aber auch dabei, daß die Kurie gegen ihn arbeitete, so lange sie vermochte.

Und schon regten sich auch die Anhänger Frankreichs in der Erwartung, daß König Franz siegen werde.

Herzog Karl von Geldern war stets auf dem Sprunge, wenn es galt, die Österreicher in den Niederlanden zu bekämpfen; man kann sich denken, wie sehr ihn die Aussicht aufbrachte, daß Karl I. die Kaiserkrone erringen könne; auf ihn konnte der König sicher zählen. Dann waren Agenten des letzteren in Stuttgart bei dem jungen, erst zweiunddreißigjährigen Herzoge Ulrich von Württemberg gewesen, mit dem Frankreich schon 1517 Beziehungen angeknüpft hatte, und hatten ihm Hilfgelder — 30000 Thaler — gebracht, damit er ein Heer aufstelle. Nun war Ulrich von der Reichsstadt Reutlingen schwer gereizt worden: schon lange beklagte er sich,^{*)} daß seine Diener auf der Reutlingen überragenden Burg Achalm vor den Bürgern der Stadt „niemals ihr Amt mit

^{*)} Sattler, Geschichte des Herzogtums Württemberg unter der Regierung der Herzogen, Ulm 1770, II. 2 ff. Heyd, Ulrich Herzog zu Württemberg, Tübingen 1841, I. 524 ff.

Besuchung der Waldungen ohne Lebensgefahr versehen können," und daß die Reutlinger „in seinen Waldungen und Fischwassern großen Frevel ausgeübt und andre Ausschweifungen begangen, er aber niemals habe Genugthuung erlangen können": nun kam, er hatte eben mit allen Prälaten seines Landes die Leichenfeier für den Kaiser Maximilian ausgerichtet, die Botschaft, daß sein Burgvogt von der Achalm, während er mit seinem Eheweibe in einem Wirtshause zu Reutlingen speiste, von einigen Bürgern erstochen worden sei, zur Rache dafür, daß des Herzogs Vogt auf Hohenurach einige Jahre vorher einen Reutlinger wegen Wilderns erschlagen hatte. Der Herzog saß eben noch an der Tafel, als ihm der Mord seines ihm besonders werten Dieners gemeldet wurde, neben ihm die Prälaten: alsbald ließ er in den nächsten Ämtern Lärm schlagen und die Mannschaft aufbieten; er selbst saß zu Pferde und versuchte die Stadt durch einen Handstreich zu nehmen. Dies mißlang; aber Ulrich umlagerte die Stadt trotz der großen Kälte, ließ sie beschießen und drohte: lieber wolle er sein halbes Herzogtum daran setzen, als unverrichteter Sache abziehen. Die Reutlinger sandten am 23. Januar einen Boten nach Augsburg an Ulrich Arzt ab, den Hauptmann der Reichsstädte des schwäbischen Bundes; aber der Bote wurde abgefangen und die Stadt nach achttägiger Umlagerung genötigt, sich zu ergeben, es war am 28. Januar. Der Herzog hielt einen feierlichen Einzug, ward von der Stadtgeistlichkeit am Thore empfangen und begab sich zur Kirche, um Gott zu danken. Dann mußten ihm die Vorgesetzten und die Bürgerschaft auf dem Markte huldigen und ihm ihre „Gewölbe und Behältnisse" samt allem Silbergeschirr, Kleinodien und Briefschaften übergeben; zwar stellte er den Leuten nachher ihr Eigentum wieder zu, aber die Stadt selbst meinte Ulrich, auf König Franz bauend, festhalten zu können, selbst gegen den schwäbischen Bund, dessen Glied Reutlingen gewesen war. Er ließ das Siegel der Stadt zerbrechen und gab ihr ein andres Wappen und Siegel; die neue Landstadt sollte auf den Landtagen des Herzogtums den Sitz gleich nach Urach haben; ein Blockhaus wurde in der Stadt errichtet, die Bresche in der Mauer geschlossen und ein Heer von 3000 Mann nach Reutlingen gelegt. Es war ein kühnes Unterfangen, und selbst Ulrichs blödsinnigem Vater, dem Grafen Heinrich, dämmerte die Ahnung der Gefahr; als sein Sohn aufbrach, die Stadt anzugreifen, sagte er: „D, er wird zum Lande hinausziehen." Laut klagte man, daß der Herzog für den Frevel einiger Wenigen sogleich die ganze Stadt verantwortlich gemacht und ihr nicht einmal die Möglichkeit gerichtlichen Austrags eröffnet habe; es erschien dies umso gewaltfamer, als die Stadt Reutlingen einen Schirmvertrag mit dem Hause Württemberg aufgerichtet und wenige Tage vor Ulrichs Angriff ihr Schirmgeld bezahlt hatte; viele glaubten, daß er nun an Eßlingen gehen werde, daß er es überhaupt auf die Reichsstädte abgesehen habe; man traute ihm zu, daß er am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts das mit französischer Hilfe durchführen werde, was sein Nachfahre Herzog Friedrich 1803 mit

Talleyrands Beistand verwirklicht hat: die Auffsaugung der in Württemberg eingesprenkten reichsstädtischen Gebiete. Die Aufregung war groß; vier Reichsstädte beschickten in Ulm einen Städtetag zur Ratschlagung über gemeinsame Abwehr; das herannahende französische Königtum schien mit einem Umsturze aller bestehenden Verhältnisse verknüpft zu sein.

Auch in Norddeutschland erhoben sich die Anhänger des Königs Franz zu offenem Kriege. Bischof Johann von Hildesheim, ein geborner Herzog von Sachsen-Lauenburg, hatte sich durch weise Sparsamkeit in die Lage versetzt, die vielen verpfändeten Güter und Ämter seines Stifts wieder einzulösen; darüber gerieten die Adelsfamilien, welche im Genuß dieser Güter waren, in Aufregung wider den schäbigen „Hans Magertohl,“ der freilich nicht überall billig verfuhr, und neunzehn von der hildesheimischen Ritterschaft schlossen einen Bund, wonach sie die Rückforderung der Güter nötigenfalls mit den Waffen abwehren wollten; an ihrer Spitze stand Ritter Burchard von Salber, dem selbst die Burg Lauenstein wieder entzogen worden war. Sie riefen den Schutz der Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel, Heinrichs des Jüngern und Wilhelms, und des Herzogs Erich von Kalenberg, sowie den des Bischofs Franz von Minden an, welcher den Rebellen alsbald offen Vorschub leistete. Bischof Johann seinerseits suchte Hilfe bei Herzog Heinrich dem Mittleren von Lüneburg: er verhiess ihm, daß er dessen erst zehn Jahre alten Sohn zu seinem Roadjutor und dereinstigen Nachfolger machen wolle, wenn Heinrich ihm beistehe: so entschloß sich der Herzog zum Kampfe gegen seine Verwandten von Wolfenbüttel, Kalenberg und Minden, denn auch Bischof Franz war ein Braunschweiger, ein Bruder Heinrichs des Jüngern und Wilhelms: das braunschweigische Haus entzweite sich aus Anlaß dieser „Hildesheimer Stiftsfehde“ aufs tiefste vor aller Welt. Was aber die Sache über einen bloß örtlichen Handel hinaus hob, das war der Umstand, daß der Lüneburger sich auch an König Franz anlehnte; „sein Glück ist mir lieb, sagte er, sein Unglück ist mir leid; er liege oben oder unten, so bin ich der Seine“; viele waren der Meinung, daß die Schilderhebung des Lüneburgers im letzten Grunde gegen Karls Wahl gerichtet sei und dessen Anhänger dadurch eingeschüchtert werden sollten. In der Charwoche machten sich die Lüneburgischen und hildesheimischen Scharen auf den Marsch; die Heiligkeit der Festzeit schuf ihnen kein Bedenken; am Charfreitag selbst wurde der Petershagen, ein Schloß des Bischofs von Minden, mit Sturm genommen: man sah Geistliche sich am Kampfe beteiligen, und daß das Schloß fiel, wurde dem Beistande der Gottesmutter zugeschrieben, welche das Marienstift zu Hildesheim als seine Schutzherrin verehrte; aus Minden selbst vertrieben, floh Bischof Franz zu seinem Bruder nach Wolfenbüttel. Der weitere Verlauf der Fehde ist so unerfreulich als möglich; Monate lang kommt es zu keinem größern Zusammenstoße; auf beiden Seiten hat man es nur auf Sengen und Brennen, auf Verwüstung der Wohnstätten, Wegführen des Viehstandes, Er-

pressen von Lösegeldern abgesehen; „duzend-, ja schockweise gingen die Dörfer in Flammen auf.“ Bischof Franz erwies sich, als der Rachezug der Braunschweiger ins Werk gesetzt ward, als einer der ärgsten Landverderber, und Herzog Erich von Kalenberg rief aus, als ihm der Hildesheimer mit Bann drohte: „Können die Pfaffen bannen, so können wir brennen.“ Selbst in dieser Zeit, welche starke Stücke von Kirchenfürsten gelassen hinzunehmen gewohnt war, erregte es doch Abscheu, als man hörte, wie der Mindener Bischof die neu angebrachten Bieraten, Wappen und Ahnenbilder an dem lüneburgischen Schlosse Bishorn mit eigener Hand herabschlug, ja wie er die Kirche zu Nettelkamp selber in Brand steckte.

Nicht bloß in Geldern, Württemberg, Hildesheim erhoben sich die Anhänger des Königs von Frankreich; auch in Osterreich und Tirol gährte es; und Franz I. selbst schritt sogar zu offenen Rüstungen fort. Sein Gesandter, Herr von Taligni, ermahnte die Signoria von Venedig, Truppen nach Deutschland zu senden und die Kurfürsten, welche für ihn seien, zu unterstützen, die Gegner aber zu schrecken; in Genua und in der Provence wurde eine Flotte ausgerüstet, Pietro Navarro ging mit etlichen zwanzig Segeln an die toskanische Küste, angeblich um die Seeräuber abzuwehren; in Frankreich und in Lothringen hielten sich 40 000 Mann unter La Palisse und Tremouille sechs Monate lang bereit, sofort ins Feld zu rücken; die Ordnonanzkompagnieen unter Marschall Chavannes standen mit 60 Stück Geschütz an der Grenze der Champagne marschfertig; es waren die Truppen, welche Franz angeblich gegen die Türken bestimmt hatte. Nachdem der König so viel gethan, um ans Ziel zu kommen, wollte er nicht mehr zurück, lieber das äußerste anwenden: „Ich wäre sehr froh — schrieb er an seine Gesandten —, wenn die Sache sich ohne Krieg zu Ende führen ließe. Doch nachdem die Dinge bis auf diesen Punkt gelangt sind, wäre es für mich eine Schande, davon abzusehen.“*)

(Schluß folgt.)



Björnstjerne Björnson.



Es ist jetzt ein Jahr her, daß ich das Glück hatte, mehrere angenehme Stunden in der Gesellschaft des norwegischen Dichters Björnstjerne Björnson zu verbringen. Ich sage: das Glück, weil ich den Verkehr mit bedeutenden Menschen als ein solches empfinde. In den Debatten, welche jetzt vielfach über den Wert des Bergsteigens geführt werden, das so manchem Touristen übel bekommen ist, vernimmt

*) Rüstler, S. 102—104.